

Eine Fahrt nach Dresden.

Novellette.

I.

Der Februar des Jahres 1822 hatte nicht lange begonnen, und schon wehte Thauwind, der die Lohnkutscher wie die Postmeister in Verlegenheit brachte, ob auf den Landstraßen besser mit Schlitten oder mit Wagen fortzukommen sei. Ueberall lag Schnee, und die Chaussee zwischen Leipzig und Dresden war seit Weihnachten mit Schlitten befahren worden, sogar die Eilpost, die seit Kurzem sich mit der „gelben Kutsche“ darein theilte, dieselbe regelmäßige Verbindung zwischen den beiden Schwesterstädten zu vermitteln, hatte statt der Räder Rufen untergelegt. Was sie aber dadurch an Schnelligkeit gewann, ward durch den mehrfachen Aufenthalt wieder aufgewogen, der durch das Umwerfen entstand, was nur zu leicht vorkam.

Diese hierdurch hervorgerufenen vielfachen Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten waren auch der Hauptunterhaltungsstoff für einige Herren, die an einem stürmischen Februarabend des genannten Jahres im Gasthof „zur goldenen Sonne“ in Meissen zusammensaßen und sich den Meißner Landwein auslütigen „Stampern“ trefflich schmecken ließen.

An einem Tische hatten einige Stammgäste Platz genommen, die sich dieses Lokal für ihre freien Abende erwählt hatten, da hier der meiste Fremdenverkehr stattfand und die Durchreisenden zuweilen in der „Sonne“ übernachteten oder doch hier auf der letzten Station vor Dresden noch eine Erquickung zu sich nahmen, wobei es denn allerlei interessante Beobachtungen zu machen gab. An einem andern Tische neben dem ersten saßen einige Passagiere der „gelben Kutsche.“ Sie mußten heute einen längern Aufenthalt hier nehmen, da der Postmeister schon mit dem von Dresden angekommenen „Briefkelleisen“ — ein einspänniges Fuhrwerk, mit dem ein Postschaffner die Briefe dieser Route in selbständigster Weise transportirte — die Nachricht empfangen hatte, daß auf der ganzen Strecke von Coswig bis zur „Weintraube“ kein Schnee mehr liege und man die Kutsche wieder auf Räder stellen müsse. Da aller Wahrscheinlichkeit nach während dieser Manipulation ein Stündchen vergehen konnte, so waren die meisten Passagiere in die „Sonne“ gegangen, und der „Schwager“ hatte für ein gutes Trinkgeld versprochen, daß er sie mit seinem Horn abrafen würde, sobald der passende Moment gekommen, wieder einzusteigen.

Auf der nun fast zweitägigen Fahrt von Leipzig bis Meissen hatten die Passagiere der gelben Kutsche

Zeit gehabt, mit einander bekannt zu werden. Obneht war dies schon dadurch sehr erleichtert, daß der Passagierzettel Namen und Stand aller Mitreisenden enthielt, und der Schwager, besonders gegen ein Trinkgeld, jedem Reisenden einen Blick darauf gestattete, oft auch schon sich selbst befeiligte, seinen Passagieren zu erkennen zu geben, daß er mit allen ihren Namen und Würden vertraut sei, und so eine Familiarität einführte, die allerdings durch die ihm selbst zu Theil werdende Benennung „Schwager“ hinlänglich gerechtfertigt erschien. — Der italienische Sänger Zerbelli, der zum Gastspiel nach Dresden reiste, hatte sich auch gar keine Mühe gegeben, seinen Namen und Stand zu verbergen, da er gern mit seiner Künstlergröße renommirte und überall dafür Bewunderer suchte — noch lieber aber Bewundererinnen, und eine solche glaubte er auch in der mit ihm reisenden Frau von Neuhof gefunden zu haben, die sich, wie es schien zum Aerger ihres Gemahls — eines Rittergutsbesitzers, der lieber von den Interessen der Deconomie als der Kunst sprach — sehr lebhaft über Musik und Theater mit dem Italiener unterhalten hatte.

Indes nun Herr von Neuhof die Meißner Stammgäste musterte, ob nicht vielleicht mit ihnen ein „vernünftiges Wort“ zu reden sei, stöberte der italienische Sänger, der sehr gut deutsch sprach, nach Zeitschriften umher, um, wie er sagte, vielleicht endlich ein „lesbares Blatt“ zu finden. — Lesbar war ihm natürlich nur ein solches, das eine Nachricht oder Recension über ihn selbst enthielt. Wo er seinen Namen nicht gesperrt gedruckt sich entgegenleuchten sah, da verlehnte es sich nicht der Mühe des Lesens, eine solche Journalnummer war für ihn nur taubes Gestein. Unterschied sich nun in dieser Beziehung der Sänger jener Zeit nicht von dem der Gegenwart, so unterschieden sich freilich die damaligen Journale von den jetzigen dadurch, daß in ihnen das Theater und Alles, was dazu gehörte, die Hauptrolle spielte und andere Interessen daneben eine viel geringere oder gar keine Berücksichtigung fanden. Dafür freilich gab es überhaupt nur eine kleine Zahl Zeitschriften, und in den Gastzimmern fand kein lesehungeriger Gast auf die Dauer Befriedigung. So konnte auch Zerbelli erst nur das kleine „Meißner Wochenblatt“ und die „Leipziger Zeitung“ entdecken; — beide wetteiferten in Größe des Löschpapiers miteinander, und der Sänger warf sie verächtlich bei Seite. Aber da, da lag die Freundin Aller, die zum Theater gehörten oder, doch dafür lebten und webten: die Freundin